

SÜDWESTRUNDFUNK
SWR2 AULA – Manuskriptdienst
(Ungekürztes Manuskript)

War Flipper schwul?
Homosexualität bei Tieren

Autor: Professor Volker Sommer *
Redaktion: Ralf Caspary
Sendung: Sonntag, 7. Februar 2010, 8.30 Uhr, SWR 2

Bitte beachten Sie:

*Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt.
Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen
Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.*

*Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula
(Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in
Baden-Baden für 12,50 € erhältlich.*

Bestellmöglichkeiten: 07221/929-6030

Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

*Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen
Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.
Mit dem kostenlosen Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die
zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de*

*SWR 2 Wissen können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR 2
Webradio unter www.swr2.de oder als Podcast nachhören:
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/wissen.xml>*

Ansage:

„War Flipper schwul? Homosexualität im Tierreich“, so das heutige Thema.

Masturbierende Schimpansen, Orgien von männlichen Delfinen, lesbische Bonobos – Homosexualität bei Tieren ist keine Seltenheit, auch wenn sie lange Zeit von der Verhaltensbiologie eher ausgeblendet worden war. Mittlerweile wurde das Phänomen dokumentiert und auch analysiert, und es ist klar: Homosexualität unter Tieren gibt es mindestens ebenso häufig wie unter Menschen, wobei es immer noch viele Rätsel gibt: Evolutionsbiologen fragen sich, wie es zur Homosexualität überhaupt kommen konnte, da sie ja nicht zu vereinbaren ist mit der Fortpflanzung, auf die uns die Evolution geeicht hat.

Volker Sommer ist Professor für evolutionäre Anthropologie an der University of London, er ist Primatologe, also Affenforscher. Und in der SWR 2 Aula schildert er das Phänomen und zeigt, wie man es mit evolutionsbiologischen Konzepten vereinbaren kann:

Volker Sommer:

"Pervers ist es, Knaben den Mädchen vorzuziehen, / da diese Liebe gegen die Natur rebelliert. / Solche sündigen Liebkosungen: / die wilden ungezähmten Tiere frönen ihr nicht." So wettete vor tausend Jahren ein christlicher Prediger – und reiht sich damit in jene zeitlose Koalition von Moralaposteln ein, zu der Lords des britischen Oberhauses ebenso zählen wie islamische Mullahs und einstige oder jetzige Präsidenten von Nationen wie Zimbabwe und Israel. Denn wer gleichgeschlechtliche Liebe verdammen will, prangert sie gern als Auswuchs dekadenter Kultur an.

Was aber ist dran am Argument, dass Homosexuelle vom tugendhaften Pfad der unverfälschten und damit vorbildlichen Natur abweichen? Wurde ihr an sich gesunder Körper und Geist korrumpiert? Durch lasche Lehrer vielleicht, durch das perverse Privatfernsehen oder gar gelegentliche Handgreiflichkeiten katholischer Hirten? Zeugt eine gleichgeschlechtliche Orientierung vom Versagen der Hormone, der Gene, oder vitaler Gehirnareale? Und wieso, beim Barte Darwins, schickt Mutter Natur ihre Geschöpfe überhaupt mit missverständlichen Marschbefehlen in den Kampf ums Dasein?

Wie verschieden die Praktiken im einzelnen auch sein mögen: in zahllosen Kulturen wurde und wird gleichgeschlechtlicher Sex praktiziert, in allen Epochen fühlten sich Männer von Männern angezogen und Frauen von Frauen. Im patriarchalen Südchina des Jahres 1900 etwa verweigerten 100.000 Frauen die Ehe, viele, um sich lebenslang lesbisch zu binden. In Südafrika wiederum gingen die Mpondo-Bergleute mit anderen Männern "Gruben-Ehen" ein. Und wer in manchen melanesischen Völkern ein Mann werden will, muss in einem Initiationsritual den Samen erwachsener Geschlechtsgenossen aufnehmen. Diese Praktiken belegen, wie farbig die gleichgeschlechtliche Palette war und ist – und dass das Regenbogenschillern der urbanen Szenen von "gays" und "lesbians" lediglich neuerliche Tupfer setzt, wenn wohl auch mit mehr Selbstbewusstsein und Selbstverständnis.

Halbwegs verlässliche Zahlen für Nordamerika und Mitteleuropa belegen, dass zwei bis fünf Prozent aller Männer und ein bis drei Prozent aller Frauen ausschließlich das eigene Geschlecht erregend finden. Weitere 10 bis 30 Prozent pflegen gelegentliche homosexuelle Kontakte; dieser Anteil der Bevölkerung ist mithin als bisexuell einzustufen. Diese Zahlen bleiben weithin Schätzungen – aber um weltweit 150 Millionen Menschen dürfte es sich schon handeln.

Wer derlei Neigungen nicht nur im Untergrund, sondern bekenntend leben will, sah und sieht sich oft erheblichen Repressalien ausgesetzt, ganz gleich, ob die politischen und religiösen Regeln von Juden und Christen erfunden wurden oder von Hinduisten, Buddhisten und Muslimen. Vom Iran über Saudi-Arabien, den Sudan bis nach Nigeria zieht sich noch heute eine „Achse des Bösen“ – will sagen: in diesen Ländern gilt alles Homosexuelle als so verwerflich, dass darauf die Todesstrafe steht.

Aber trotz aller Unterdrückungen – das Verhalten war nicht auszurotten. Mag also hinter der hartnäckigen Neigung die fördernde Hand genau jener "Natur" stecken, gegen die nach Ansicht der Moralapostel verstoßen wurde?

Selbstbewusste Schwulen und aufrechte Lesben mögen allein solche Fragen auf die Palme treiben. "Ich bin, wie ich bin und basta" mag es da heißen. Und wer ergründen will, warum manche Menschen anders sind, outet sich demgemäß bereits als verkappter Sexist. Denn wer nach Ursachen für homosexuelles Verhalten fragt, dem mag es letztendlich darum gehen, diese Neigung "heilen" zu wollen oder gar vorgeburtliche Kriterien für die gezielte Abtreibung "schwuler Föten" zu entdecken.

Solch sorgenvoller Diskurs sollte durchaus ernst genommen werden – wenngleich eine unverkrampfte und humorvolle Thematisierung von Homosexualität sicherlich weitaus mehr zur Emanzipation von Schwulen und Lesben beiträgt.

Sei es, wie es sei: Wer jedenfalls behauptet, Homosexualität sei widernatürlich, der irrt sich. Denn gerade bei den Naturwesen par excellence geht es "wider die Natur" zu: nämlich bei Tieren. Homo-Sex ist an der Tagesordnung – und zwar nicht nur im kulturdekadenten Zookäfig, sondern auch und gerade in Gottes freier Wildbahn.

Das trifft speziell auf unsere nächsten Verwandten zu, die Primaten – wie etwa das Sexualleben von Bären-, Rhesus- und Japan-Makaken belegt. Hier pflegen manche Affinnen sexuelle Vorspiele, die menschlichen Liebespaaren Ehre machen würden. Beim Verhaltensmuster "Schmatzen und Umkreisen" etwa bewegt sich ein Affen-Weibchen geräuschvoll in stetig engerem Zirkel um eine Auserwählte herum. Neckereien wie "Präsentieren und Wegrennen" oder "Küssen und Wegrennen" münden dann oft in ein "Räuber und Gendarm"-Spiel. Dabei schleichen die Weibchen langsam um einen Baumstamm herum und bemühen sich, durch rasches Um-die-Ecke-Blinzeln den Nachstellungen der Partnerin zu entgehen. Nach diesem Hasch-Mich geht es sexuell zur Sache: Eines der Weibchen klettert auf den Rücken der Partnerin, hält sich an deren Schultern fest und reibt ihre Klitoris über den Rumpf der Bestiegenen. Zuweilen stimuliert sie dabei ihre Vulva mit dem Schwanzende oder mit der Hand. Manchmal assistiert die Bestiegene oder zeigt die bei heterosexuellen Kopulationen vorkommende "Kupplungs-Reaktion": Sie wendet ihren Kopf, um der Partnerin in die Augen zu schauen. Dabei schmatzt die

Bestiegene mit den Lippen, fasst nach hinten und zieht die Partnerin am Körper. Die Aufreitende setzt ihre Beckenstöße fort, bis sich ihr Körper versteift. Das Gesicht ist gerötet, die Lippen runden sich zum "O"-Mund, und die Äffin stöhnt. Dann reagiert sie ähnlich wie ein ejakulierendes Männchen: deutliche Pause, Vorneigen des Rumpfes, tranceartiger Blick ins Nichts. Oft umarmen sich die Weibchen am Ende solcher Begegnungen.

Lesbisches Lieben kann also bei Makaken zum Orgasmus führen, wie der „O“-Mund bereits signalisiert. Zumindest weisen die deutlichen Reaktionen auf die gleiche Erregung hin, wie sie bei Kopulationen mit Männchen über implantierte Minisender gemessen wurden – als erhöhte Herzschlagrate und Kontraktionen der Geschlechtsorgane.

Das entkräftet den Einwand, gleichgeschlechtliche Kontakte unter Tieren seien nicht "sexuell". Zudem widerlegen Affenstudien die Behauptung, allein Menschen würden sich homosexuell betätigen, obwohl Partner des anderen Geschlechts anwesend und willig sind. Denn Makakenweibchen brechen zeitweilig Sexualkontakte mit Männchen ab oder weisen Freier aggressiv zurück, um sich stattdessen homosexuell hinzugeben.

Auch das gleichgeschlechtliche Repertoire von Makaken-Männchen muss Vergleich mit menschlichen Vettern nicht scheuen. Es reicht von gegenseitiger manueller Stimulation der Genitalien (der Masturbation) über Oralsex durch Lecken und Saugen am Penis (der Fellatio) bis zu Aufreiten, Beckenstößen und Penetration mit oder ohne Samenerguß (also Analverkehr).

Sex mit Geschlechtsgenossen muss dabei durchaus nicht anekdotenhaft sein. Bei indischen Langurenaffen etwa ist jeder Erwachsene, Männchen wie Weibchen, irgendwann einmal homosexuell aktiv. Vier von fünf Affen reiten bei anderen auf, und neun von zehn lassen sich aufreiten. Gleichgeschlechtliche Kontakte machen damit 46 Prozent aller sexuellen Interaktionen von Weibchen aus. Immerhin noch 18 Prozent des Sexuallebens jener Männchen, die irgendwann einen Harem besitzen, richten sich auf andere Männchen – während Junggesellen es satte 95 Prozent der Zeit nur untereinander treiben. Gleichgeschlechtlicher Sex ist damit keineswegs eine Fußnote der Sexualbiografie, sondern integraler Bestandteil.

Dass diese Spielarten des Sexus noch immer relativ unbekannt sind, hat mehrere Gründe. Zum einen gibt es weltweit nur eine Handvoll Verhaltensforscher, die sich des Themas annehmen. Selbstzensur spielt gewiss eine Rolle. Denn wer darüber publiziert, muss auch heute noch mit homophoben Reaktionen rechnen – oder der Unterstellung, lediglich eigene Betroffenheit zu thematisieren.

Andererseits sind gleichgeschlechtliche Kontakte insgesamt tatsächlich seltener als heterosexuelle. Bei zahlreichen Tierarten fehlen sie völlig, oder sind extrem selten. Bei manchen Spezies hingegen kommt gleichgeschlechtlicher Sex so regelmäßig vor, dass damit halbwegs seriöse Statistik betrieben werden kann. Was immer sich auf, unter oder über der Arche Noah tummelt, das angeblich Widernatürliche ist ihm zweite Natur, ob es sich nun um Anolis-Echsen, Sonnenfische und Stichlinge handelt, um Flamingos, Graugänse, Dammhirsche und Dickhornschafe, um Bisons,

Seelefanten, Große Tümmler und verwilderte Hauskatzen oder um zahlreiche Spezies von Affen und Menschenaffen.

Die Regenbogen-Koalition illustriert, dass Homo-Sex an recht entfernten Zweigen des Lebensbaumes blüht – sich also mehrfach unabhängig voneinander entwickelte und sich entsprechend divers gestaltet. Der kleinste gemeinsame Nenner ist lediglich, dass es unter Geschlechtsgenossen zur Manipulation der Genitalien kommt. Wir können deshalb wohl von "homosexuellem Verhalten" bei Tieren reden. Der Terminus "Homosexualität" sollte hingegen vermieden werden, da er ein einheitliches Phänomen suggeriert.

Das Kaleidoskop reicht denn auch vom Aufeinanderpressen der Kloaken bei Flamingos in Frankreichs Camargue, über ein Penetrieren der Geschlechtsöffnung mit Kiefer und Flossen bei Delfinen vor der australischen Küste, bis zur Missionarsstellung unter Gorillamännern in Ostafrikas Vulkanlandschaft.

Wenn überhaupt, wäre es wegen der Varianz angemessener, in Pluralisierung von "Homosexualitäten" zu reden – was gerade auch auf Menschen zutrifft. Denn die rituelle Fellatio in Melanesien ist nicht dasselbe wie der Schenkelverkehr im antiken Griechenland oder die recht junge Selbstdefinition als exklusiv schwul oder lesbisch.

Verglichen mit unterschiedlichen sexuellen Praktiken zwischen den Arten bei Tieren, existieren bei Menschen erhebliche innerartliche Varianten. Diese sogenannte "intra-spezifische Variabilität" wird gern als Ausdruck kultureller Vielfalt gewertet. Aber auch sie mag durchaus ein Pendant bei anderen Tieren als Menschen haben, obgleich wir davon noch immer ziemlich wenig wissen. Japanmakaken jedenfalls pflegen ihre intensiven lesbischen Kontakte nur in manchen Gruppen, während sie in benachbarten Gesellschaften völlig fehlen – vielleicht als Ausdruck sozialer Identität, gemäß dem Motto "Bei uns tut frau so etwas nicht!" oder eben „Bei uns tut eine rechte Frau so etwas gerade!“

Den Begriff "Homosexualität" auf nicht-menschliche Tiere anzuwenden, ist zudem problematisch, weil er nicht nur gleichgeschlechtliche Akte bezeichnet, sondern eine sexuelle Orientierung – inklusive der Fantasie, mit Geschlechtsgenossen Sex haben zu wollen.

Obwohl uns einerseits Tiere ihre Sehnsüchte nicht direkt mitteilen können, ist andererseits homosexuelle Orientierung im Tierreich nicht grundsätzlich auszuschließen. So ist eines der größten Probleme in der Rinderzucht, dass es zahlreiche Stiere gibt, die nicht das geringste Interesse an Kühen zeigen, sondern sexuell ausschließlich auf andere Männchen abfahren. Auch in der einst von Konrad Lorenz im österreichischen Grünau begründeten Graugans-Kolonie geht jeder siebte Ganter eine Paarbindung immer nur mit anderen Männchen ein – sein ganzes Vogelleben lang. Womit ein vielzitiertes Satz des Mentors der vergleichenden Verhaltensforschung eine ganz neue – von Lorenz gewiss nicht intendierte – Bedeutung gewinnt: "Graugänse sind auch nur Menschen".

Trotz alledem scheint uns die Natur hier mit einem Rätsel zu konfrontieren – genauer gesagt: mit einem darwinischen Paradoxon. Denn evolutionsbiologischen Prinzipien scheint gleichgeschlechtlicher Sex auf den ersten Blick zu widersprechen. Wie, bitte

schön, kann und soll der erbarmungslos strenge Prozess der Auslese ein Verhalten fördern, das nicht der Fortpflanzung dient, das die Weitergabe genetischer Information gerade verhindert? Führen rosa Flamingos samt Schwulen und Lesben also die Evolutionstheorie genauso ad absurdum, wie es ein gen Himmel fallender Stein mit der Gravitationstheorie täte? In der Tat produzieren Menschen, die sich homo- oder bisexuell betätigen, nur ein Fünftel so viele Kinder wie strikte Heteros. Doch hätte die natürliche Selektion solche großflächige Reproduktionsverweigerung nicht längst wegselektieren sollen?

Der Einwand verkennt zunächst, dass die allermeisten heterosexuellen Kontakte gleichfalls nicht zur Befruchtung führen – unter anderem deshalb, weil Sex sozialstrategisch eingesetzt werden kann. So kopulieren Affenweibchen auch außerhalb der fruchtbaren Phase, etwa um die Vaterschaft zu verwirren – was das Risiko von Kindestötung senkt oder ihnen Unterstützung ihrer Sexpartner einträgt. Homo-Sex kann ebenfalls solche indirekten Vorteile bringen – wobei seine vielfältigen Ausprägungen entsprechend unterschiedliche Erklärungen erfordern.

Häufig ist beispielsweise "tuntenhaftes" Gebaren von Tiermännchen, die sich betont weiblich geben – in Gestalt, Bewegung, Färbung – und sich von stärkeren Geschlechtsgenossen begatten lassen. Das Travestie-Verhalten findet sich bei so disparaten Organismen wie Riesenanolis-Echsen, Stichlingen, Sonnenfischen oder Dickhornschafen, und lässt sich als Täuschungsstrategie deuten. Denn ihre Maskerade erlaubt es feminisierten Männchen, in der Nähe der Territoriumshalter zu bleiben und so eigene Befruchtungsgelegenheiten zu erschleichen.

Gleichgeschlechtlicher Sex kann auch dazu dienen, sich auf zukünftige Fortpflanzung vorzubereiten. Große Tümmler müssen dafür Männchen-Allianzen eingehen, die geschicktes und perfekt synchronisiertes Schwimmen erfordern. Derlei Teamwork ist nötig, um Weibchen sexuell gefügig zu machen – denn es ist relativ leicht, sich Nachstellungen im dreidimensionalen Raum des Ozeans zu entziehen. Das exakte Positionieren der Genitalien unter Wasser praktizieren männliche Delfine als Kinder und Heranwachsende miteinander – homosexuelle Übungen, die sich später heterosexuell auszahlen.

Praktische Gründe mögen auch manche Vögel dazu veranlassen, in einer Saison ein homosexuelles Paar zu bilden und in der nächsten ein heterosexuelles. Ähnlich wie bei Graugänsen lebt jeder fünfte Flamingo in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung. Besonders wenn Mangel an gegengeschlechtlichen Partnern herrscht, wäre die Alternative ansonsten, alleine zu leben. Das aber ist stressreich und gefährlich, weil es gilt, Raubfeinden zu entkommen und sich gegen aggressive Artgenossen zu behaupten. Zuweilen ziehen gleichgeschlechtliche Paare einen Jungvogel auf – indem sie entweder ein Ei stehlen oder, im Falle "lesbischer" Paare, sich eine Samenspende ergatteren. Homo-Partnerschaften können jahrelang währen oder nur eine Saison – ermöglichen aber in jedem Falle das Praktizieren von Elternverhalten.

Nicht saisonal, sondern permanent bisexuell verhalten sich Weibchen von Bonobos, jenen Menschenaffen also, die mit Schimpansen unsere allernächsten Verwandten sind. Bonobo-Damen kopulieren zwar auch gern heterosexuell, sind aber bekannt für ihr "g-g-rubbing". Bei diesem genito-genitalen Reiben werden die oft enormen

Schwellungen der Ano-Genital-Region eingesetzt, samt einer Klitoris, die nicht nur relativ groß ist, sondern auch eregiert. Die Weibchen vereinen sich Bauch auf Bauch, und reiben ihre Geschlechtsorgane in rascher Frequenz aneinander. Den entstehenden Lustgewinn würden wohl die wenigsten Beobachter bestreiten wollen. Homo-Sex ist das wesentliche soziale Werkzeug, mit dem Bonobo-Weibchen Koalitionen formen, die sie gegen Männchen richten. Der intime körperliche Umgang miteinander schafft einerseits Vertrauen, andererseits recht genaue Kenntnis der Stärken und Schwächen der Bündnispartnerinnen – was Bonobos erlaubt, eine frauenzentrierte Gesellschaft aufzubauen.

Diese Methode, Bündnisse zu versüßen, ähnelt durchaus jenen kriegerischen Allianzen, die Paare wie Achill und Patroklos, David und Jonathan oder Gilgamesch und Enkidu eingingen – Liebende, die einander intim vertraut und deshalb besonders schlagkräftig waren, denn es handelt sich um Kriegerpaare. Das bezeugt auch die legendäre, weil lange unbesiegte Heilige Schar von Theben, viele Ritterorden und die absurderweise als Problem begriffenen Schwulen in modernen Armeen.

Der verbreitete Normalfall ist also, dass die Lust der Tiere bisexuell ist. Sich gleichgeschlechtlich zu engagieren – mithin: nicht nur, sondern auch homosexuell – bedeutet also nicht automatisch, auf direkte Reproduktion zu verzichten.

Für tierlichen Homo-Sex können wir deshalb gewöhnlich auf jene Erklärung verzichten, die sich für exklusive Homosexualität anbietet: Verwandten-Selektion. Dieser Ausleseprozess fußt auf dem Prinzip, dass Hilfe, die Blutsverwandten zugute kommt, die Fortpflanzung eines Helfers indirekt fördern kann. Die Reproduktion "eigener" genetischer Information auf dem Umweg über die Aufzucht von Geschwistern, Neffen oder Nichten ist aus zahlreichen Tiergruppen bekannt, von sozialen Insekten ebenso wie von Blaubuschhähern, Krallenaffen und Zwergmungos. Diese Helfer sind zwar in der Regel nicht gleichgeschlechtlich aktiv, doch lässt sich das Erklärungsmodell auch auf Homo-Sex anwenden. Denn um den Verzicht auf ein eigenes Kind auszugleichen, müsste ein fürsorglicher schwuler Onkel oder eine liebevolle lesbische Tante ihren Geschwistern lediglich die Aufzucht zweier zusätzlicher Neffen oder Nichten ermöglichen. Da in Neffen und Nichten ein Viertel eigener Gene steckt, wären zwei davon genauso gut wie ein eigenes Kind, das die Hälfte der eigenen Gene weitertransportiert.

Auf der Pazifikinsel Samoa erfüllt die Gruppe der Fa'afines dieses Prinzip. Diese Männer haben Sex ausschließlich mit anderen Männern, die sich selbst als heterosexuell empfinden. Verglichen mit den Heteros investieren die Fa'afines jedoch weit mehr Zeit und Energie in ihre Neffen und Nichten – als Babysitter, indem sie ihnen Spielzeug schenken, sie unterrichten, ihnen die schönen Künste nahe bringen und für ihre Gesundheitsfürsorge und Erziehung aufkommen. Zumindest in traditionellen Völkern verhielten und verhalten sich wohl viele wie der Designer Versace, der seinem schwulen Lebenspartner nur relativ wenig hinterließ, sein Vermögen hingegen seiner Nichte vererbte.

In der Tat hatten jene, die wir heute als Schwule und Lesben bezeichnen, in traditionellen Gesellschaften oft prominente Positionen inne. Sie waren Schamanen, Priester und Ehe-Anbahner – und in diesen Funktionen konnten sie ihre Verwandten gewiss leicht begünstigen. Es ist darum vielleicht kein Zufall, dass auch heutige

Homos sich weiterhin dort häufen, wo zelebriert wird: in Theater, Film, Ballett, Modeindustrie, bildenden Künsten und Dichtung.

Dennoch: nicht allen homosexuellen Interaktionen lassen sich Funktionen zuschreiben. Das von Japanmakaken so frenetisch betriebene Klitorisreiben etwa hat nichts mit Hilfe für Blutsverwandte zu tun, nichts mit Schmieden von Allianzen, dient nicht heterosexueller Praxis und baut auch keine Spannungen ab. Vielmehr reiben die Äffinnen sich manchmal an trägen Männchen, um deren sexuelles Interesse durch Demonstration eigener Willigkeit zu wecken. Das geht einher mit lustvollen Gefühlen – und die lassen sich im Tandem mit einer Partnerin offenbar noch besser kultivieren. Somit wären lesbische Interaktionen Beiprodukte einer ursprünglich heterosexuellen Funktion. Zweckfreier Sex, nur so zum Spaß: Selbst da können sich Menschen und andere Tiere einig sein.

Fazit: Und wenn polnische und deutsche Päpste, der ewige Präsident Robert Mugabe oder ein oberster Ayatollah auch noch so betonköpfig behaupten, Homosexuelle würden gegen die Natur handeln: Diese Moralapostel pervertieren die natürliche Wahrheit. Denn welchen Varianten von gleichgeschlechtlichem, gegengeschlechtlichem oder sonstwiegeschlechtlichem Sex sich Menschen auch hingeben mögen: Irgendwo, irgendwann treibt es ein wildes Tier genauso. Wenn nicht noch wilder.

Homosexuelles Verhalten ist mithin keineswegs "widernatürlich". Aber was folgt daraus? Nun, es folgt nicht daraus, dass Homosexualität "gut" wäre – wie sie jedoch umgekehrt nicht "schlecht" wäre, würde Homo-Sex unter Tieren fehlen.

Diese Logik gilt es abschließend zu ergründen – was überdies illustriert, dass speziell die christliche Theologie seit ihren Anfängen einen erstaunlichen Zickzackkurs an den Tag gelegt hat, um das Verhältnis von "Natur" und Homosexualität zu bestimmen. Diese Inkonsequenz rührt daher, dass "die Natur" für Moralverfechter ein geschätztes Allzweckwerkzeug ist, das sich je nach Bedürfnislage beliebig einsetzen lässt – wenngleich in überaus widersprüchlicher Weise.

Die bereits eingeführte Denkfigur Nummer Eins behauptet, Homosexualität sei widernatürlich und abzulehnen, weil sie nicht im Tierreich vorkomme. Diese Auffassung, wie falsch auch immer, baut auf klassischem Grund, denn auch der greise Platon postulierte in seinem Alterswerk, den Gesetzen: "Es liegt in der Natur der Tiere, dass bei ihnen ein Männchen ein anderes nicht sexuell berührt. Unsere Bürger sollten nicht schlechter als Vögel und andere Tierarten sein." Diese Denkfigur behauptet also, der Mensch müsse sich seiner "natürlichen Triebe" bewusst werden, die Unschuld des Paradieses wiederfinden, die Dekadenz seiner Kultur ablegen und "zurück zur Natur" finden, um sein "wahres" Menschsein zu erlangen.

Doch auch genau umgekehrt wird ein Schuh daraus. Denn wir könnten genauso gut behaupten, der Mensch solle sich über seine "niederen Triebe" erheben und sein primitives, "animalisches" Erbe überwinden, um sich zu wahrer Menschenwürde aufzuschwingen. In der Tat ist auch diese Denkfigur Nummer Zwei verbreitet. Demnach kommt Homosexualität zwar im Tierreich vor – ist in diesem Sinne also "natürlich" – doch sei sie eben gerade darum abzulehnen.

So verbietet das alttestamentliche Buch Leviticus den Verzehr des Fleisches von Hyänen, damit – Zitat – "du kein Ehebrecher oder Verführer wirst. Warum? Weil dieses Tier sein Geschlecht jährlich wechselt und ist in einem Jahr ein Männchen und im nächsten Jahre ein Weibchen." Zitat Ende.

Wie wir heute wissen, ist bei Hyänen die Klitoris stark vergrößert, zu einem sogenannten "Pseudopenis". Diese Ähnlichkeit in den Genitalien zwischen Weibchen und Männchen ist zweifellos die Ursache der Mär vom jährlichen Geschlechterwechsel. Hyänen standen so als Symbol für homosexuelle Kontakte unter Männern, wurde doch behauptet, dass bei Hyänen die Männchen einander besteigen. Die Legende der geschlechtlich verirrten Tiere war im Mittelalter ein überaus verbreitetes Argument, das gegen Homosexuelle zu Felde geführt wurde.

Tiere wurden allerdings auch ins Feld geführt, um homosexuelles Verhalten zu verteidigen. Das bringt uns zu Denkfigur Nummer Drei: Weil Homosexualität im Tierreich verbreitet ist, sei sie "natürlich" und somit gut zu heißen. Diesen Standpunkt vertrat vor hundert Jahren etwa der spätere Literatur-Nobelpreisträger André Gide in seiner Apologetik der gleichgeschlechtlichen Liebe – selbst homosexuell und dafür viel geschmäht. Ähnlich beruft sich heute die homosexuelle "Intelligenzia" Kaliforniens, also die politisch einflussreichen Gay-Communities von San Francisco, Los Angeles oder San Diego, auf das variantenreiche Liebesleben der Delfine. Die Intelligenz der beliebten Meeressäuger wird landauf, landab in Shows vermarktet, weshalb sie geeignete Sympathieträger für die Botschaft abgeben, Homosexualität sei etwas völlig "Natürliches" – bessere Botschafter vielleicht als Affen, deren Sexualverhalten gerade wegen der frappierenden körperlichen Ähnlichkeit mit dem Menschen eher das Gefühl von Scham wecken könnte.

Damit bleibt eine letzte Möglichkeit, Moral aus der Natur abzuleiten: nämlich, Homosexualität gerade deswegen gutzuheißen, weil sie im Tierreich fehlt und damit "unnatürlich ist". Selbst diese Denkfigur Nummer Vier – so exotisch sie sich ausnehmen mag – ist nachzuweisen. Der Schriftsteller Pseudo-Lucian ersann im 2. nachchristlichen Jahrhundert einen im antiken Griechenland spielenden Dialog. In dem wird debattiert, ob heterosexuelle Liebe besser sei oder homosexuelle. Ganz eindeutig wird für gleichgeschlechtliche Liebe plädiert. Zitat: "Da Tiere von der Natur dazu verdammt wurden, keine Verstandesgaben zu erhalten, sollte es verwundern, dass [die Männchen] gleichzeitig des Verlangens nach anderen Männchen beraubt wurden? Löwen kennen solche Liebe nicht, da sie auch keine Philosophen sind. Bären kennen solche Liebe nicht, da sie nichts über die Schönheit wissen, die aus der Freundschaft erwächst. Aber bei den Menschen hat die Weisheit, gekoppelt mit Wissen, nach zahlreichen Versuchen das Beste ausgewählt und die Meinung gebildet, dass gleichgeschlechtliche Liebe die stabilste Liebe sei". Zitat-Ende.

Der amerikanische Sexualwissenschaftler James Weinrich betont angesichts dieses Netzes aus Widersprüchen, jede der vier Denkfiguren sei bereits auf einer meta-wissenschaftlichen Ebene angesiedelt. Weinrich sagt: "Wenn Tiere etwas tun, das wir mögen, nennen wir es natürlich. Wenn sie etwas tun, was wir nicht mögen, nennen wir es animalisch." Vor nahezu zweitausend Jahren wehrte sich bereits Plutarch gegen ein solches Argumentieren: "Lächerlich ist es," schreibt der

griechische Gelehrte, "das Verhalten unvernünftiger Tiere einmal als Beispiel herauszustellen und es ein andermal als irrelevant zurückzuweisen".

Ob etwas in der Natur vorkommt oder fehlt, sagt uns also herzlich wenig darüber, wie es moralisch zu beurteilen ist. Der englische Philosoph David Hume kritisierte bereits im Jahre 1751 den "naturalistischen Fehlschluss", die Herleitung ethischer Normen aus Fakten – mit der berühmten Formel "No Ought from an Is" – "Aus dem Sein folgt kein Sollen". Die Verhaltensforschung enthebt uns Menschen also nicht des Problems, moralische Urteile über Homosexualität zu entwickeln. Auch hinsichtlich anderer, von Tieren gezeigter Verhaltensweisen gibt uns die Natur nicht automatisch Wertmaßstäbe an die Hand – ob es sich nun um Geschlechtsverkehr außerhalb von Paarbindungen handelt, um Inzest, Selbstbefriedigung, Kindestötung, vegetarische oder fleisshessende Lebensweise.

Was die Biologie zur Homosexualität vorrangig zu sagen hat, ist nicht mehr – aber auch nicht weniger ! – als das, was Alfred Kinsey als Pionier der modernen Sexualforschung bereits im Jahre 1949 angesichts der Verbreitung homosexuellen Verhaltens im Tierreich mit erstaunlicher Klarheit äußerte : "Ob ein solches biologisches Erbe eine angemessene Basis dafür ist, irgendeine Aktivität als richtig oder falsch, sozial wünschenswert oder nicht-wünschenswert einzuschätzen, ist eine Frage, die wir nicht stellen und die wir nie gestellt haben. Wir glauben jedoch, dass Sexualakte, die nachgewiesen zum stammesgeschichtlichen Erbe einer Spezies gehören, nicht als gegen die Natur gerichtet, biologisch unnatürlich, abnormal oder pervers eingestuft werden können".

Kann die Biologie überhaupt bei der Normenfindung behilflich sein ? André Gide äußert sich dazu in durchaus nachdenkenser Weise: "Ich halte es nicht für der Weisheit letzten Schluss, sich der Natur zu überlassen und seinen Trieben freien Lauf zu geben; aber ich halte es für wichtig, sie richtig zu verstehen, ehe man sie zu unterdrücken und zahm zu machen sucht – denn viele Disharmonien, unter denen wir zu leiden haben, bestehen nur scheinbar und sind lediglich eine Folge falscher Auffassung".

Der stoische Sittenlehrer Seneca brachte derlei disparate Diskurse bereits vor 2000 Jahren auf den Punkt : "Die Natur schenkt nicht die Tugend, es ist eine Kunst, gut zu werden." Was uns freilich nicht daran hindern sollte, animalischen Homo-Sex einfach nur tierisch gut zu finden ...

*** Zum Autor:**

Volker Sommer hat am University College London einen Lehrstuhl für Evolutionäre Anthropologie inne und gilt laut dem letzten Cicero-Ranking als einer der wichtigsten Naturwissenschaftler Deutschlands, die zur öffentlichen Meinungsbildung beitragen. Schwerpunkt seiner Forschungen ist die Verhaltensökologie von Primaten. Gleichgeschlechtliches Sexualverhalten thematisierte er zunächst in seinem Klassiker „Wider die Natur? Homosexualität und Evolution" (München: C.H. Beck 1990) und zuletzt (als Herausgeber, mit Paul Vasey) in „Homosexual Behaviour in Animals. An Evolutionary Perspective" (Cambridge: Cambridge University Press, 2006).